

## Dieter Kapff Rottenburg: Tote beleben die Keltenzeit

Rottenburg am Neckar ist zu einem Schwerpunkt der Landesarchäologie geworden. Nicht nur wegen der Römer, auf deren Spuren man im Stadtgebiet bei vielen Bauvorhaben stößt. Die Besiedelung beginnt schon viel früher. Das ist kein Wunder, denn die Lage ist ausgesprochen siedlungs- und verkehrsgünstig. Die Stadt liegt an der Pforte zum mittleren Neckarland und zum fruchtbaren Oberen Gäu, einer Kornkammer seit der Jungsteinzeit. Durch ein enges, von Muschelkalkfelsen begrenztes Tal zwingt sich der Neckar in seinem Oberlauf. In Rottenburg aber weitet sich die Talaue zur Tübinger Stufenrandbucht, die nicht nur für die Landwirtschaft gute Voraussetzungen bietet, sondern die Siedler auch vom Verkehr und Handel profitieren läßt. Die Römer legten hier eine Stadt an, Sumolocenna. Das neue Stadtmuseum gibt davon Kunde. Mit seinem Kernstück, einer großen öffentlichen Toilettenanlage der Römer, zieht es Zigtausende von Besuchern an.

Der Name Sumolocenna ist keltischen Ursprungs. Jahrhunderte bevor die Römer ins Land kamen, lebten hier die Kelten, Angehörige eines Volkes oder wohl eher von Volksstämmen, die in Mitteleuropa als erste mit einem Namen zu benennen sind und damit aus dem Dunkel der Vergangenheit heraustraten. Die erste Namensnennung – um 600 v. Chr. – verdanken wir Herodot: *Keltoi*.

Bei Kanalisationsarbeiten im Neubaugebiet «Lindede-Ost», am nordöstlichen Stadtrand Rottenburgs, in der Nähe der Sülchen-Kirche, hatte ein ehrenamtlicher Mitarbeiter des Landesdenkmalamts 1983 Grabfunde entdeckt, die zu einer mehrjährigen Ausgrabung durch Archäologen von der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamts unter der wissenschaftlichen Leitung von Professor Dr. Hartmann Reim führten. Zutage kam dabei das umfangreichste und bedeutendste frühkeltische Gräberfeld in Südwürttemberg, zudem eines der größten und besterhaltenen im ganzen Land. 71 Grabhügel umfaßt bisher die Nekropole, die zum größten Teil untersucht werden konnte. Nur kleine Teilflächen sind noch nicht ausgegraben. Bis heute legten die Archäologen 230 Bestattungen frei.

Das keltische Gräberfeld liegt auf einer Niederterrasse des Neckars, am Fuße eines sanften Südwesthangs. Parallel zum Hang angelegt, ist es 125 Meter lang und 80 Meter breit. Da im Laufe der Jahrhunderte Wind und vor allem Wasser viel Lehm hangabwärts verlagerten, waren die Gräber bei ihrer Entdeckung meterhoch zugedeckt. Das hat ent-



Grab-Stein aus Hügel 7, samt dem abgebrochenen Unterteil. Bisher hat man im Rottenburger Gräberfeld drei keltische Stelen in der Höhe 1,2 bis 1,4 Meter gefunden, stilisierte Menschengestalten.

scheidend zu ihrer ungestörten Erhaltung beigetragen.

Die Archäologen stießen hier auf einen wissenschaftlich interessanten großen Variantenreichtum von Bestattungsformen, die Aufschluß über Totenbräuche und Bestattungssitten der Keltenzeit geben können. Sie entdeckten dabei Elemente des Ahnen-



Das Luftbild, von Westen her aufgenommen, zeigt, wie sich der Neckar im Vordergrund durch den Muschelkalk zwingt und dann bei Rottenburg die breite Talaue der Tübinger Stufenrandbucht erreicht, die sich zwischen Rammert (rechts) und Spitzberg (links) erstreckt.

kults, Zeugnisse von Furcht und Eitelkeit, Allzumenschliches. Die neuen Erkenntnisse vermögen uns die Zeit und die Menschen von damals näherzubringen, helfen, sie besser zu verstehen. So paradox es klingen mag: Die Toten von Rottenburg beleben die Keltenzeit. In der Prähistorie ist man auf materielle Zeugnisse angewiesen, wenn man sich ein Bild machen will. Schriftliche Quellen fehlen dafür ganz. Die Kelten hatten keine Schrift. Dem Denken, der Religion, den Vorstellungen von Tod und Jenseits, wie sie die Entdeckungen des Friedhofs nahelegen, kommt man nur indirekt nahe, indem man aus Funden und Befunden vorsichtig Schlüsse zieht, das Wahrscheinliche erkennt, wohl wissend, daß es letztlich unbeweisbar bleibt.

#### *Nekropole der Hallstattzeit*

Der zeitliche Rahmen der archäologischen Zeugnisse von Rottenburg ist das 8. bis 3. Jahrhundert v. Chr., wobei der Schwerpunkt der Funde und Befunde im 8. bis 5. Jahrhundert liegt, also in der mittleren und späten Hallstattzeit. Aus jener Epoche hat Baden-Württemberg, das Kernland der Kelten, bis-

her schon viele schöne, ja sensationelle Funde vorzuzeigen – man denke nur an das prunkvolle späthallstattzeitliche Fürstengrab von Hochdorf. Und doch sind die Kenntnisse über jene Jahrhunderte insgesamt eher dürftig geblieben. Die Wissenschaftler wollen deshalb nun die Toten von Rottenburg – bildlich gesagt – zum Sprechen bringen.

Fruchtbar ist dabei das enge Zusammenwirken von Archäologen und Naturwissenschaftlern. Vom Anthropologen etwa wird man viel über Lebensalter, Krankheiten, Wuchs und Sippenverhältnisse der Bestatteten erfahren können. Vielleicht gelingt es, nach Geschlecht und sozialem Stand der Toten unterschiedene Grabtypen zu erarbeiten, die sich nicht nur an Menge und Qualität der Grabbeigaben orientieren. Die Archäologen hoffen ferner, Kriterien zu gewinnen, nach denen das Alter von Gräbern genauer bestimmt werden kann. Die Ausarbeitung einer «Feinchronologie» für den Übergang von der mittleren zur späten Hallstattzeit könnte dann auch für andere Fundorte nützlich sein. Die Auswertung der Grabungsergebnisse, die erst am Anfang steht, wird, das ist jetzt schon sicher, ein gehöriges Stück an Erkenntniszuwachs bringen. In das Mosaikbild der frühen



*Der keltische Friedhof im «Lindele» (Bildmitte) ist inzwischen überbaut. Rechts oben die Sülchen-Kirche an der Straße von Rottenburg nach Wurmlingen.*

Landesgeschichte lassen sich dann einige weitere Steinchen einfügen. Schade nur, daß gerade jetzt, wo die wichtigen Funde in langwieriger und schwieriger Arbeit restauriert werden müssen, um sie auswerten zu können, die Tübinger Werkstatt des Landesdenkmalamts durch Personaleinsparung behindert wird.

Die frühesten Gräber auf dem Friedhof in Rottenburg «Lindele-Ost» stammen aus der mittleren Hallstattzeit, mit der die Hallstattkultur beginnt. Ein Beginn in der Mitte? Das klingt etwas verwirrend, erklärt sich aber aus der Forschungsgeschichte. Der Fundort Hallstatt im österreichischen Salzkammergut, nach dem die Hallstattzeit benannt ist, lieferte Funde schon aus der frühen Hallstattzeit, der Zeit um 1000 v. Chr. Diese Frühzeit, nach Paul Reineckes Einteilung die Stufen A und B, entspricht jedoch der Urnenfelderkultur. Die Hallstattkultur beginnt erst in der Stufe C, etwa um 750 v. Chr.

In der mittleren Hallstattzeit (Hallstatt C) lebt der Brauch der Totenverbrennung aus der Urnenfelderkultur fort. Allerdings schüttete man nun die Asche des Toten nicht mehr in eine Urne, die dann in die Erde versenkt wurde. Die Friedhöfe sind in der Hallstattkultur keine Urnenfelder mehr, wo Aschenurne neben Aschenurne deponiert wurde. Die gewollte Gleichförmigkeit im Tode fand nun ein Ende. Nun

lassen sich Standesunterschiede der Menschen im Leben auch wieder an ihren Gräbern ablesen. Nach Rang und Stellung der teuren Verblichenen bemessen sich nicht nur Umfang und Reichtum der Grabbeigaben. Auch die Größe des Grabes und die Dimension des Grabhügels darüber sowie die spezielle Gestaltungsform geben Auskunft über die Wichtigkeit des Verstorbenen in der Gesellschaft. Der Herr ruht anders als der Knecht. Heute kann jeder, sofern er nicht gerade einer engen kirchlichen Gemeinschaft angehört, die genaue Regeln vorschreibt, Bestattungsart, Form und Gestalt seines Grabes individuell und frei wählen. Die Friedhofsordnung greift nur noch begrenzt reglementierend ein. Ob Erdbestattung oder Urnenbeisetzung gewählt wird, ob pompöses Grab oder anonyme Beisetzung, ob Seebestattung oder Aschenausstreuerung, das bleibt jedem selbst überlassen. In früheren Zeiten aber gab es dafür feste Normen, auf deren Einhaltung die Gesellschaft achtete. Denn die Gesellschaft war damals nicht offen und frei. Die gemeinsame Beachtung von Bräuchen stärkte ihren Zusammenhalt im Innern und diente als Abgrenzung nach außen. Freilich ließen auch diese Bräuche und gemeinsamen Gewohnheiten noch genügend Spielraum, was der Variantenreichtum im keltischen Gräberfeld von Rot-

tenburg deutlich macht. Eklatante Ausnahmen können freilich auch Ausgrenzungen widerspiegeln.

### *Zentrale Brandbestattung unterm Erdhügel*

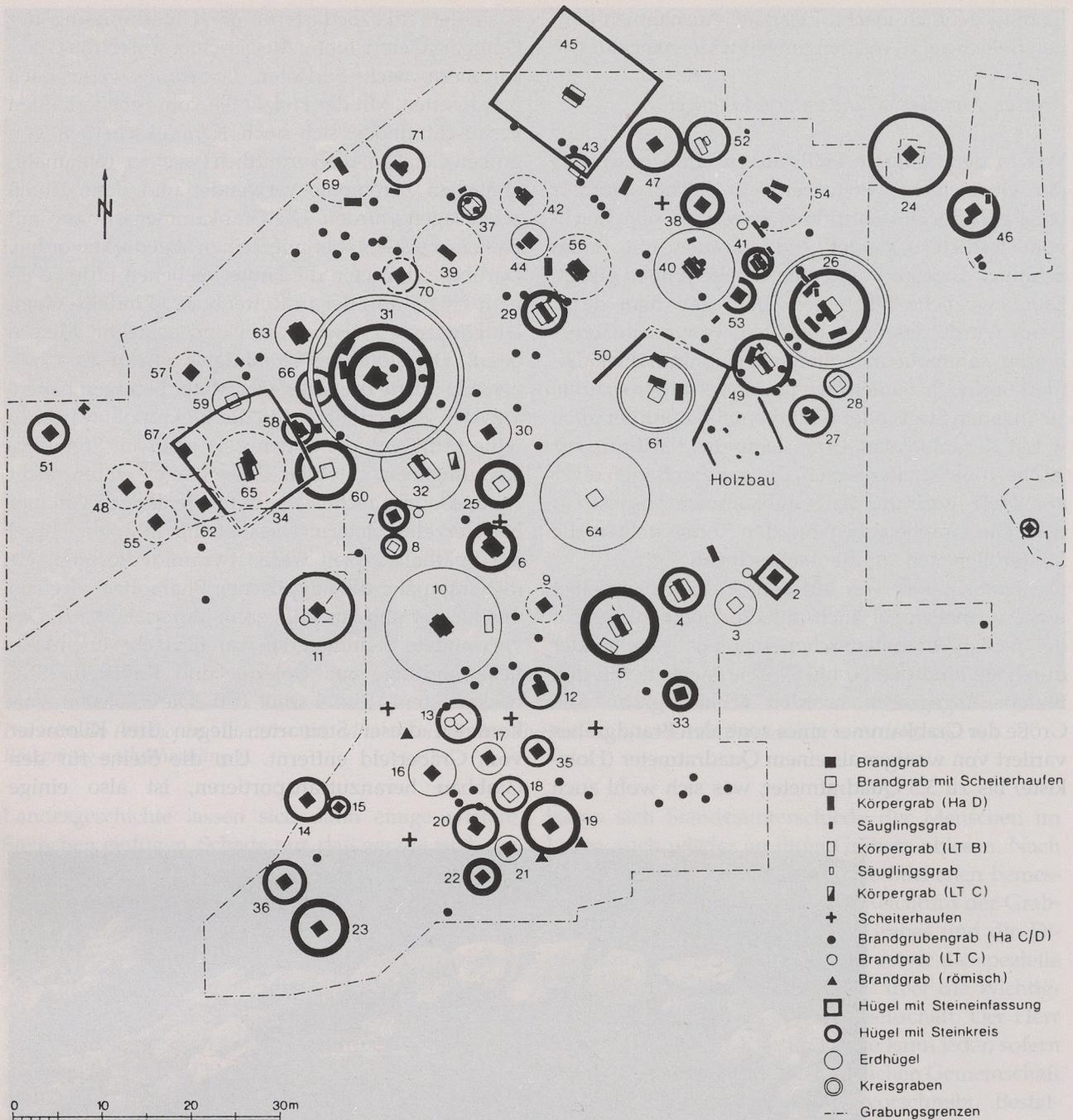
War in der mittleren Hallstattzeit ein Mensch aus der Oberschicht verstorben, ein reicher Hofherr oder gar ein Dorfhäuptling, so wurde sein Leichnam festlich bekleidet – die Frauen mit ihrem Schmuck angetan – auf einen Scheiterhaufen gelegt. Die bewegliche Habe des Toten gab man dazu. Dann wurde das Feuer entfacht. War es niedergebrannt, sammelte man den Leichenbrand, die kalzierten Knochenstückchen und die Asche auf, füllte sie in einen Stoff- oder Lederbeutel – mitunter auch in ein Keramikgefäß – und legte das Behältnis zur Asche vom Scheiterhaufen, die auf den Boden einer aus Holz gezimmerten Grabkammer ausgestreut war. Die Grabbeigaben für den Toten stellten die Hinterbliebenen auf die Ascheschicht.

Die Grabkammer war auf dem Erdboden errichtet worden, manchmal auch auf die Holzkohleschicht des niedergebrannten Scheiterhaufens gestellt oder durch sie hindurch 30 bis 60 Zentimeter tief in den Boden eingegraben worden (Schachtgrab). Die Größe der Grabkammer eines zentralen Brandgrabes variiert von weniger als einem Quadratmeter (Holzkiste) bis zu 3,5 Quadratmeter, was sich wohl auch

nach dem Platzbedarf für die Unterbringung der Grabbeigaben richtete. Ausgerichtet waren die Grabkammern nach Südosten beziehungsweise nach Nordwesten. Mit der Holzkohle vom Scheiterhaufen vermischt finden sich auch Keramikscherben von groben Gefäßen, die vermutlich bei einer Totenmahlähnlichen Zeremonie verwendet und dann rituell zerschlagen wurden. Die Grabkammer ist dann mit Balken, meistens aber mit Steinen abgedeckt worden. Darüber schütteten die Hinterbliebenen Erde zu einem Hügel auf, der in Rottenburg «Lindele» einen Durchmesser zwischen drei und achtzehn Metern besaß. Die Höhe des Grabhügels ist nur zu schätzen. Sie dürfte drei oder vier Meter betragen haben. Von den 71 Grabhügeln in der Nekropole waren 26 reine Erdhügel, die anderen 45 sind mit Steinkreisen umgeben gewesen. Vier Hügel waren nicht rund, sondern rechteckig, mit Seitenlängen von vier bis vierzehn Metern. Diese steingerahmten Hügel der Späthallstattzeit waren pyramidenförmig, wie die Grabmäler der ägyptischen Pharaonen – freilich viel kleiner und aus billigerem Material erbaut. Das verwendete Steinmaterial war übrigens uneinheitlich: Findlinge aus Dolomit und Kalkstein, Stubensandstein, Kiesel und Tuff. Die nächsten Vorkommen dieser Steinarten liegen drei Kilometer vom Gräberfeld entfernt. Um die Steine für den Grabbau heranzutransportieren, ist also einige



*Von einem Steinkreis umgeben ist in «Lindele-Ost» die Grabkammer im Hügel 20. Die zentrale Brandbestattung ist mit Hallstatt-C-Keramik ausgestattet.*



Gesamtplan des keltischen Gräberfeldes «Lindele-Ost», Stand 1989.

Mühe aufgewendet worden. Die Herkunft der Steine gibt einen Anhaltspunkt für die Ausdehnung des Lebens- und Wirtschaftsraums der Rottenburger Kelten.

*Reinigendes Feuer  
und Furcht vor dem Wiedergänger*

Die Idee der Leichenverbrennung, wie sie vom 8. bis 6. Jahrhundert in Rottenburg verwirklicht wurde, steht sicher mit der Vorstellung vom reinigenden Feuer in Verbindung. Die Vorstellung vom

«Fegefeuer» ist älter als das Christentum. Der Verzicht auf die sterbliche Hülle schließt ein Weiterleben nach dem Tode in anderer Form nicht grundsätzlich aus, die Leiblichkeit scheint dafür entbehrlich. Die radikale Zerstörung des Körpers in den Flammen kann aber auch Ausfluß der Furcht der Lebenden vor den Toten sein. Die Menschen hatten damals ein zwiespältiges Verhältnis zu ihren verstorbenen Mitmenschen. Einerseits war es – wie heute – geprägt von Zuneigung und Fürsorge, andererseits aber von Furcht und Schrecken. Die Lebenden hatten Angst vor der sie mitziehenden

Macht des Todes und des Toten, der in aller Regel ja auch nicht «gerne» gestorben war, und der den Hinterbliebenen das Weiterleben neidete und seinen Besitzanspruch auch im Tode nicht aufgab. Je stärker und mächtiger der Verstorbene zu Lebzeiten gewesen war, desto größer nun die Gefahr für die Hinterbliebenen. Der Tote, der in irgendeiner – aber ziemlich konkreten – Form als fortexistierend gedacht wurde, hätte bei seiner Rückkehr unter die Lebenden Schrecken und Chaos ausgelöst: Sein Besitz war inzwischen aufgeteilt und an andere übergegangen, seine Witwe eventuell wieder verheiratet. Für ihn war kein Platz mehr in der Gesellschaft hienieden.

Die Furcht vor dem «Wiedergänger», vor dem «lebenden Leichnam», taucht in den Sagen vieler Völker auf, ist als Realität zu verstehen. Deshalb wurden allerlei Maßnahmen ergriffen, sich vor dem Toten zu schützen, seine Wiederkehr zu verhindern. Man sperrt seine Asche in einer Grabkammer ein, die noch mit Balken oder einem schweren Stein verschlossen wird. Man häuft viel Erde über dem Grab auf. Die Steinkreise um den Hügelfuß sind als unüberwindliche magische und rechtliche Grenze gedacht, die das Reich des Toten vom Bereich der Lebenden scheidet. Das gilt übrigens in beiden Richtungen. Besonders massiv, aber auch repräsentativ ist der einen Meter breite Steinkranz um den Hügel 60, der einen Durchmesser von sieben Metern hatte. Der Übergang vom einen in das andere Leben wird mit Zeremonien deutlich gemacht, über deren Ausgestaltung man nur spekulieren kann, wenn sie sich nicht durch materielle Zeugnisse und Indizien zu erkennen geben. Von der Totenklage und dem Leichenzug, von Tanz und Gesang um den aufgebahrten Leichnam, mit dem die trauernden Hinterbliebenen Abschied von dem Toten nahmen, ist nichts geblieben. Beim Totenmahl, mit dem die Sippen-gemeinschaft ihn ein letztes Mal in ihre Mitte nahm, um ihn dann endgültig freizugeben für eine andere Welt, ja ihn aus ihrer Mitte zu vertreiben, ist wohl jenes Geschirr verwendet worden, das die Archäologen als typische «Scheiterhaufenkeramik» bezeichnen. Nach dem Mahl wurde es zerschlagen, was das unwiderrufliche Ende, den «point of no return», symbolisieren sollte.

Dem Toten wird der Abschied dadurch leichter gemacht, daß man ihm alles Notwendige für die Reise ins Jenseits oder für das Leben in der Welt der Toten mitgibt. Speis und Trank, das nötige Geschirr, sein Necessaire mit Nagelschneider, Pinzette für die Bartpflege und Ohrlöffelchen, den Schmuck, ohne den die Frau keine Dame von Welt wäre, den Gürtel für festliche Anlässe aus verziertem Bronzeblech



Bronzenes Toilettebesteck als Beigabe im Brandgrabengrab 55. Von links: Nagelschneider, Pinzette und Ohrlöffelchen.

und manches mehr, das nicht mehr nachzuweisen ist – die persönliche Habe eben. Nichts darf fehlen, damit der Tote nicht wiederkommt und sich holt, was man ihm vorenthielt.

#### *Grabbeigaben spiegeln die Stellung des Toten im Leben*

Der Umfang der Beigaben in den Zentralgräbern unter dem Erdhügel fällt unterschiedlich aus. Die Beigaben spiegeln die soziale Stellung des Bestatteten. So bargen die Archäologen aus dem Grab einer 20- bis 40jährigen Frau aus der mittleren Hallstattzeit allein dreizehn Keramikgefäße, ein richtiges Service mit Schalen und Schüsseln, Tellern und Bechern. Besonders auffallend: ein 30 Zentimeter hohes Kegelhalsgefäß und zwei sogenannte Stufenteller mit einem Durchmesser von über 40 Zentimetern. Sie waren an die Wand der Grabkammer gelehnt – reine Schauteller und Schmuckstücke, für den täglichen Gebrauch viel zu zerbrechlich. Die Stufenteller sind rot bemalt und schwarzglänzend graphitisiert, mit Einritzungen und Stempeleindrücken verziert – wahre Prachtstücke mit einem kleinen Spiegel und mehrfach abgesetzten überbreiten Rändern. Die Stufenteller sind typische Erzeug-



Oben links: Aus der mittleren Hallstattzeit stammt das zentrale Brandgrab unter dem Hügel 60. Oben, beim Geschirr, liegen zwischen den beiden großen, breitrandigen Tellern im «Alb-Hegau»-Stil die Knochen eines Ferkels, das einer erwachsenen Frau als «Wegzehrung» ins Grab mitgegeben wurde. Unten links ist neben dem Leichenbrand der zusammengerollte Gürtel aus Bronzeblech zu erkennen.

Oben rechts: Das Brandgrubengrab 44 war mit Steinplatten eingerahmt und mit einer Platte zugedeckt, die hier entfernt worden ist.

nisse der «Alb-Hegau-Keramik», Spitzenprodukte der Hallstatt-C-Zeit – damals mindestens so wertvoll wie heute echtes Meißner Porzellan. Reichtum und Rang der Dame unterstreichen auch zwei gegossene Armringe, zwei Gewandnadeln und zwei Ohringe, die man ihr beigegeben hatte.

Im Zentralgrab, das den Leichenbrand eines 30- bis 40jährigen Mannes enthielt, fanden sich ebenfalls zwei Stufenteller und ein Kegelhalsgefäß. Die Keramikausstattung in anderen Gräbern war geringer: sechs Gefäße oder drei, manchmal nur eines. Nicht alle waren verziert. Grabbeigaben aus Metall – Bronze oder Eisen – sind in Rottenburg insgesamt seltener: Schmucknadeln, Arm- und Ohringe, Toilettebesteck, Rasiermesser. Geräte und Schmuck aus Bronze und Eisen waren in der mittleren Hallstattzeit offenbar noch so rar und wertvoll, daß die Hinterbliebenen sie lieber weiterverwendeten, umarbeiteten oder einschmolzen, um daraus Neues zu schaffen, als sie dem Toten auf Nimmerwiedersehen ins Grab zu legen. So ist in Rottenburg auch aus keinem einzigen Männergrab ein Schwert geborgen worden. Formen und Zierelemente des Schmucks verraten den Wissenschaftlern Beziehungen zur Baar und zum Ober- und Hochrhein, im Falle eines 107 Zentimeter langen und 4,4 Zentimeter breiten Bronzeblechgürtels, der aufgerollt im Grab der reichen Dame lag, sogar in den osthallstädtischen Kulturbereich, nach Hallstatt selbst.

Mit Beigaben im allgemeinen geringer ausgestattet

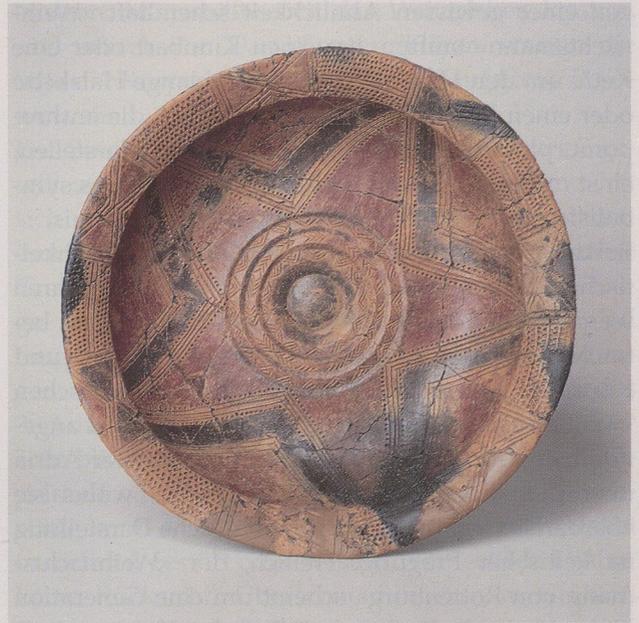
waren die Brandgräber und Brandgrubengräber, die neben den Grabhügeln oder unter ihnen lagen, jedoch nicht in der Hügelmitte, wie die zentralen Brandgräber des 8. und 7. Jahrhunderts. Anstelle einer Grabkammer aus Holz fanden sich in mehreren Fällen hochkant gestellte Steine oder Steinplatten, die das Grab oder die Grabgrube einfaßten. Eine Deckplatte schloß das Grab nach oben ab. In die runden, meist aber rechteckigen Schachtgräber, die 40 bis 90 Zentimeter groß und bis zu 30 Zentimeter in den Erdboden eingetieft waren, wurde der Leichenbrand, vermengt mit Resten vom Scheiterhaufen, eingefüllt. Der Leichnam war meist nicht an Ort und Stelle verbrannt worden, sondern auf einem separaten Verbrennungsplatz. Die wenigen Beigaben, meist Keramik, mitunter nur einige Scherben, stellte man auf den Leichenbrand, ehe das Grab geschlossen wurde. In diesen rund hundert Brandgrubengräbern liegen unter und zwischen den Erdhügeln wohl die weniger Begüterten aus der Gemeinschaft der Siedler bestattet. Oder sollte sich in der Wahl dieser Grabform eine Geschlechts- oder Sippenzugehörigkeit zu erkennen geben? Die Archäologen sind auf die Ergebnisse der anthropologischen Untersuchung gespannt. Im Nordwesten des Gräberfelds ist ein Schwerpunkt dieser Brandgrubenfelder.

Tonscherben in den Gräbern ermöglichen den Archäologen die Datierung. Ein Großteil dieser einfacheren Gräber gehört dem 8. und 7. Jahrhundert,

also der mittleren Hallstattzeit an, einige auch dem 6. Jahrhundert, der Späthallstattzeit (Stufe D). So kam in Grab 46, einem Brandgrab unter einem Erdhügel, «Alb-Hegau»-Keramik zum Vorschein, die für die Hallstatt-C-Zeit typisch ist. Zugleich aber auch eine Schlangenfibel, die es erst in der Späthallstattzeit gibt. Der Befund lehrt die Archäologen, daß diese Keramik mindestens zwei Generationen länger zur Grabausstattung gehörte, als man bisher annahm. Die Tragweite dieser neuen Erkenntnis ist erst zu ahnen, wirft sie doch ein neues Licht auf das Nacheinander und Miteinander von Kulturelementen im 7. und 6. vorchristlichen Jahrhundert.

#### *Ahnenkult mit einem Grab-Stein*

Etwas Besonderes sind die drei Stelen, die im Rottenburger Gräberfeld zum Vorschein kamen. Sie zählen zu den ältesten im süddeutschen Hallstatt-raum. Stelen sind Grabsteine, die einst den Hügel bekrönten. So nimmt man an, und so ist der Grabhügel in Tübingen-Kilchberg rekonstruiert worden, der knapp sechs Kilometer vom Friedhof in «Lindele-Ost» entfernt liegt. Gefunden wurden die Rottenburger Stelen freilich als Abdeckplatten über einem Grab-schacht in einem Hügelgrab beziehungsweise über einem Brandgrubengrab. Das läßt die Archäologen rätseln, ob die Stelen eigens dafür geschaffen wurden – frische Meißelspuren im Brustbereich werden so gedeutet – oder ob die früher einen Hügel bekrönenden Stelen hier wiederverwendet wurden. Die Übertragung eines Grab-Steins auf ein anderes Grab könnte ein symbolischer Akt sein. Die Wiederverwendung des Steins könnte aber ebensogut in der Absicht des Steineklaws begründet liegen. Dies läßt



sich in Rottenburg bei einem vierten bearbeiteten Stein nachweisen. In den Steinkreis eines Grabhügels verbauten die Kelten das Fragment einer bronzezeitlichen Stele, das sie irgendwo in der Nachbarschaft gefunden hatten. Der reliefverzierte Stein, einen Meter mal 70 Zentimeter groß und 30 Zentimeter dick, zeigt einen zwei- oder vierrädrigen Wagen. Die drei Stelen von Rottenburg sind aus 1,2 bis 1,4 Meter langen Sandsteinplatten gebildet und haben, stark stilisiert, Menschengestalt. Durch Einkerbung ist ein Kopf vom Rumpf abgesetzt. Zwei Stelen zeigen durch Einritzungen «Strichgesichter»: punktförmige Augen, eine Nase, einen Mund und Augenbrauen. Der eine Grab-Stein, den die Ausgräber we-

*Detailaufnahme des 107 Zentimeter langen Bronzeblech-gürtels aus Grabhügel 60.*

*Die eingepunzten Verzierungen, ein Speichenrad, das die Sonne symbolisiert, und ein Wasservogel, finden ihre genauen Entsprechungen im österreichischen Hallstatt.*

*Oben rechts: Einem 30- bis 50jährigen Mann im Hallstatt-C-zeitlichen Zentralgrab unter Hügel 11 sind acht Keramikgefäße, darunter dieser reich verzierte Teller im «Alb-Hegau»-Stil, mitgegeben worden. Dazuhin zwei bronzene Toilettebestecke und als «Wegzehrung» Rinder- und Schweinebraten.*



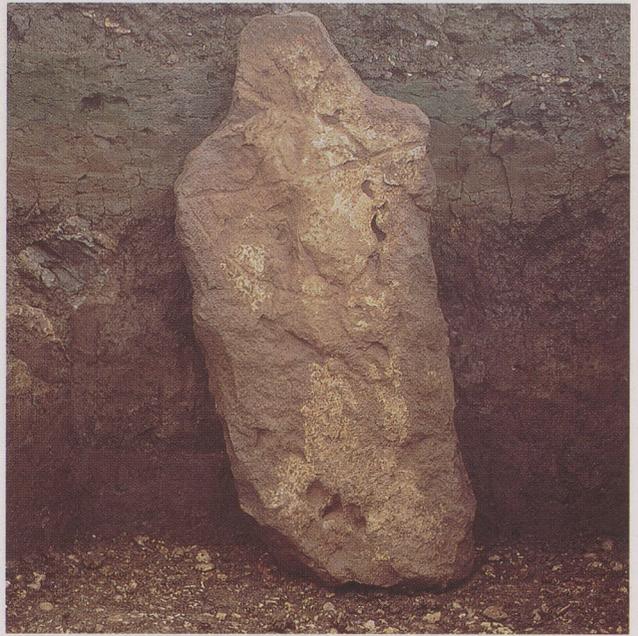
gen einer gewissen Ähnlichkeit scherzhaft «Weihnachtsmann» taufen, hat einen Kinnbart oder eine Kette um den Hals, der andere eine lange Halskette oder einen Brustschmuck. Kein Zweifel, die anthropomorphen Figuren sollen die Toten darstellen, einst mächtige Männer voller Lebenskraft. Das symbolisiert ihr deutlich dargestellter erigierter Penis. Bei den Stelen handelt es sich um Zeugnisse frühkeltischen Ahnenkults. Die verstorbenen Vorfahren werden verehrt, als Heilsbringer für die Sippe betrachtet. Sie spenden den Lebenden Segen und Kraft. Die Idee der Stele hat sich in der griechischen Vorstellungswelt entwickelt. Sie kam, so wird angenommen, aus dem Gebiet am Nordende der Adria über die Alpen nach Süddeutschland, wobei sie «barbarisiert» wurde: Die ithyphallische Darstellung ist keltischer Prägung. Freilich, der «Weihnachtsmann von Rottenburg» scheint um eine Generation älter zu sein als die Stelen südlich der Alpen.

Es fällt auf, daß alle bisher gefundenen Stelen aus der Hallstatt-C-Zeit im weiten Bereich um den Rammert und das Obere Gäu gefunden wurden: in Tübingen-Kilchberg, in Gomaringen-Stockach (zwölf Kilometer von Rottenburg entfernt) und, am weitesten weg (27 Kilometer), in Calw-Stammheim. Die berühmteste Stele, der «Mann von Hirschlanden», stammt erst aus der Späthallstattzeit. Es scheint sich hier ein südostwärts orientiertes, regionales Kulturgebiet am Rande des mittleren Neckarlandes abzuzeichnen – will man nicht einfach die natürlichen Erhaltungsbedingungen als Erklärung gelten lassen, die hier vielleicht günstiger sind als anderswo.

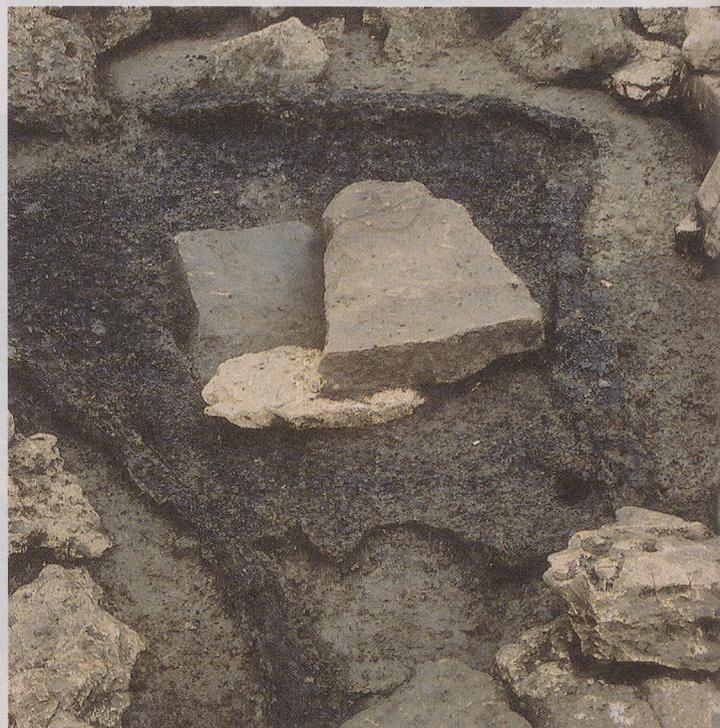
Nach 600 v. Chr. – die Zahl ist nur ein grober Anhaltspunkt –, mit dem Beginn der Späthallstattzeit, spielt sich auf dem Gräberfeld in Rottenburg «Lindele-Ost» ein deutlicher Wandel ab. Die Bestattungsform wechselt von der Brandbestattung zur Körperbestattung. Der Wechsel setzt an der Spitze der Gesellschaft ein. Man erklärt das Phänomen mit einem Glaubenswandel, ohne dafür freilich konkrete Anhaltspunkte zu haben. Die andere Art der Beisetzung muß nicht unbedingt mit geänderten Vorstellungen von der Fortexistenz der Toten einhergehen. Nur die Form des Abschieds vom Diesseits und des Übertritts in die andere Welt ändert sich.

#### *Vom Hofherren-Adel zum Hochadel der Kelten*

Der Schritt von Hallstatt C zu Hallstatt D bringt auch einschneidende gesellschaftliche Veränderungen mit sich. Waren bis dahin die sozialen Unterschiede deutlich, aber nicht extrem gewesen – der Hofherr hatte über die Seinen das Sagen und der reichste Großbauer im Flecken über die Dorfgemeinschaft –,



so profilierten sich nun einige auf Kosten der Allgemeinheit im Übermaß. Vom «Hofherren-Adel» zum «Hochadel» läßt sich die rasante Entwicklung in der Oberschicht umschreiben. Macht und Reichtum der Führenden wachsen, ihre Herrschaftsbezirke werden größer. Sie erobern neue Gebiete. Konkurrenten werden ausgeschaltet. Nun tauchen «Fürsten» auf, wie man sie nennt, um ihre abgehobene Stellung zu charakterisieren, die auf der Heuneburg und auf dem Hohenasperg residieren, die vor Reichtum und Luxus nur so strotzen. In ihren Fürstengräbern lassen sie sich beerdigen mit einem Pomp, wie man dies



bis dahin noch nicht gesehen hatte und auch später nicht wieder sehen wird.

Ganz klar, daß Macht und Wohlstand im Leben den Wunsch nach Verewigung der Diesseitssituation verstärken, daß diese Fürsten – und in etwas abgeschwächtem Maße auch ihre Gefährten und regionalen Stellvertreter im Reich – auch im Jenseits den gewohnten Komfort nicht missen wollen. Hinzu kommt, daß diese andere Welt als heiteres Paradies gesehen wird. Nicht Arbeit, Mühen und Kampf herrschen dort, sondern, wer es sich leisten kann, den erwartet ein Playboy-Leben voller Gaudi und Vergnügen, Spiel und Spaß, Lust und Wohlergehen. So hat der Hochdorfer Keltenfürst im Grabe nicht eine einzige Waffe bei sich, nur den Kavaliersdolch, der Standeszeichen ist. Aber Ausrüstung für Hobby und Freizeit. Es sind friedfertige, paradiesische Gefilde, nicht das strenge Schattenreich, die den Toten erwarten. Ganz klar auch, daß die Bedeutung des einzelnen, der Person des Eroberers und Herrschers vorab wächst. Und damit das Verlangen nach Unsterblichkeit der Person, des Individuums in all seiner Schönheit und Kraft. Der Hochdorfer Keltenfürst, ein stattlicher Mann, ist einbalsamiert worden. Zur Teilnahme am vollen Leben im Jenseits ist körperliche Unversehrtheit – auch gedanklich – von

Nutzen. Man stellte sich das Weiterleben konkret und irdisch vor. Das könnte erklären, warum die Sitte der Körperbestattung plötzlich auf große Resonanz stieß.

Die Späthallstatt-Leute von Rottenburg waren gewiß auch Kelten. In der breiten Bevölkerung hat sich nicht viel verändert. Die Menschen benutzten den alten Friedhof weiter. In schon vorhandene Grabhügel beerdigten sie ihre Toten, wobei die Hügel manchmal höher aufgeschüttet, vergrößert und umgestaltet wurden. Diese rund 50 Nachbestattungen, Körpergräber des 6. und 5. (wenige auch des 3.) Jahrhunderts, waren gleichmäßig orientiert: Der Tote blickte nach Nordwesten, egal, ob er am Hügelrand oder in der Hügelmitte seine letzte Ruhestätte fand. Ältere zentrale Bestattungen sind dabei manchmal gestört oder zerstört worden. Man nahm keine Rücksicht. Überschneidungen von Gräbern finden sich besonders im höhergelegenen Nordteil des Friedhofs, der Südteil blieb davon unberührt. Die neue Schicht, die ihre Toten in schmalen, mit Steinpackungen überdeckten Holzsärgen beerdigte, wollte wohl auch im Friedhof eine höhere Stufe einnehmen. Drei der Grabhügel waren von Kreisgräben umzogen, die einen Durchmesser von bis zu 18 Metern hatten.

*In den Steinkreis von Hügel 47 eingebaut fand sich dieses wiederverwendete Fragment einer wohl bronzezeitlichen Stele. Das Relief zeigt einen zwei- oder vierrädrigen Wagen und einige schälchenartige Vertiefungen, in denen vermutlich Opfer dargebracht wurden.*

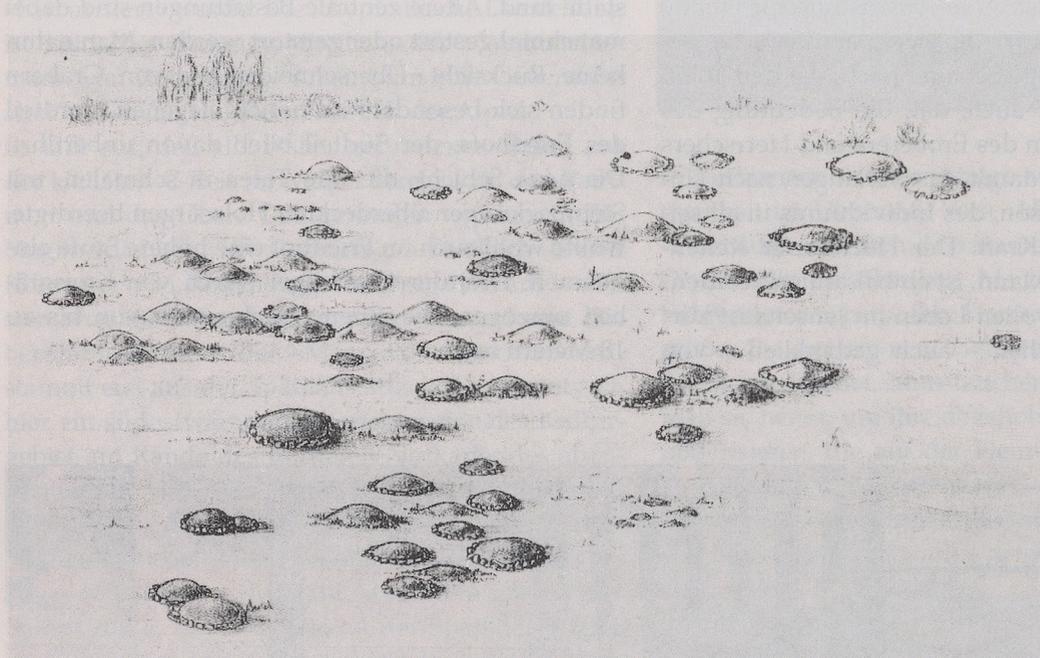
*Links oben: Als Abdeckung über einem Brandgrab fanden die Archäologen die zweite Stele, die mit der Bildseite nach unten lag.*

*Links unten: In Originallage über dem zentralen Grab schacht von Hügel 7: Die menschengestaltige Stele aus Sandstein. Siehe Seite 156!*



Eines der verhältnismäßig reich ausgestatteten Körpergräber sei herausgegriffen. Der Hügel 32 war von einem Kreisgraben mit 14 Meter Durchmesser eingefaßt. In der Hügelmitte fanden die Archäologen das Grab einer jungen Frau, bei dessen Anlegung in der beginnenden Späthallstattzeit (Stufe D1) ein älteres Brandgrab gestört worden war. Die 20 bis 25 Jahre alte Frau lag in einer zwei auf einen Meter großen Grabgrube, die mit einer mächtigen Steinpackung abgedeckt war. Der Toten hatte man ihren Schmuck und ihre Tracht mitgegeben. Um den Hals trug sie einen Bronzeblechreif. Ein Dutzend Ringchen zierten ihren Kopfputz. Das Gewand war durch zwei Bogenfibeln zusammengehalten. Die Unterarme steckten in breiten Bronze-

blechstulpen, sogenannten Tonnenarmbändern, und um die Hüfte schlang sich ein Gürtel, der mit einem verzierten Bronzeblech verkleidet war. Es ist die damals typische Tracht der Frauen am Albrand, im Oberen Gäu und Schönbuch. Fasziniert waren die Ausgräber aber vor allem, als sie im Bauchbereich auf kleine Knöchelchen stießen: Die junge Frau war schwanger gewesen, als sie starb. Ihr ungeborenes Kind, schätzen die Anthropologen, war etwa sechs Monate alt. Aus Männergräbern dieser Zeitstufe bargen die Archäologen eine eiserne Lanzenspitze, Gürtel aus geschmiedetem Eisenblech und Fibeln. Die Beigabe von Nahrungsmitteln und von Keramikgeschirr war in der Späthallstattzeit nicht mehr üblich.



*So, wie in dieser Zeichnung, könnte das keltische Gräberfeld bei Rottenburg mit seinen großen und kleinen und zum Teil mit einem Steinkranz umgebenen Hügeln in der mittleren Hallstattzeit ausgesehen haben.*



*Die Umgestaltung des keltischen Grabhügelfelds «Lindele-Ost» in der Späthallstattzeit setzt diese Zeichnung ins Bild. Auffallend die rechteckig umrahnten, pyramidenförmigen Grabhügel.*

Mitten im nördlichen Teil des keltischen Gräberfelds kamen bei den Ausgrabungen die Spuren eines trapezförmigen Holzhauses zum Vorschein. Das Gebäude war acht Meter lang und drei beziehungsweise sechseinhalb Meter breit. Bei seiner Errichtung hatten die Kelten ein Bauopfer deponiert, damit es den Göttern gefällig sei: In einer Grube wurde der Hornzapfen eines Stiers gefunden. Das Holzhaus auf dem Friedhof ist im Bereich der südwestdeutschen Hallstattkultur ein absolut einzigartiger Befund. Man darf wohl annehmen, daß es mit den Bestattungszeremonien in Verbindung stand, eine Art Friedhofskapelle war, die der Kultausübung diente. Das Kulthaus, dessen Konstruktion noch unklar ist – es könnte im Nordwesten und Südosten keine festen Wände gehabt haben oder gar offen gewesen sein –, bestärkt die Archäologen in der Ansicht, daß das Gräberfeld nicht nur ein Friedhof, sondern darüber hinaus ein Kultplatz für die Kelten von Rottenburg in der mittleren und späten Hallstattzeit gewesen war.

Eine weitere Besonderheit des keltischen Gräberfelds von Rottenburg sind die Kindergräber. In anderen keltischen Friedhöfen sehr selten, kamen in «Lindele-Ost» gleich 19 davon zum Vorschein. Es sind Kinder oder Säuglinge – einer war nur wenige Tage alt –, die, von wenigen jüngeren aus der Latènezeit abgesehen, in der Späthallstattzeit in oder neben vorhandenen Grabhügeln bestattet worden waren. Die Eltern hatten dem verstorbenen Nachwuchs kleine Ringperlen und Bronzeringe, den ärmeren Kindern durchbohrte Tierknochen, die sie um den Hals trugen, ins Grab mitgegeben. Das war kein Totenschmuck. Das sind Amulette, Unheil abwehrende Zaubermittel. Denn Kinder, und auch junge Frauen, galten als zarte Wesen, die den dunklen Mächten besonders schutzlos ausgesetzt waren. Für Schutz und Wohlergehen der Kinder mußte deshalb besondere Vorsorge getroffen werden. Auch dies ist ein Beleg der Fürsorge für die Toten, zumal für solche, die aufgrund ihres gesellschaftlich schwächeren Status für die Hinterbliebenen keine große Gefahr darstellten.

Auch in der Späthallstattzeit sind einige Tote nicht als Leichnam bestattet, sondern eingeäschert worden. Brandgrabengräber gibt es in Rottenburg auch aus dem 6. Jahrhundert. Sie sind auch von anderen Fundplätzen her bekannt. Man nimmt an, daß es sich dabei um den ärmeren Teil der Bevölkerung gehandelt hat. Denkbar ist freilich auch, daß es im alten Glauben verwurzelte, dem neuen Zeitgeist abholde Siedler von Rottenburg waren, die Erzkonservativen,



*Noch vor der Geburt ihres Kindes ist diese vornehme Frau im 6. Jahrhundert v. Chr. gestorben. Das späthallstattzeitliche Grab wurde in den schon bestehenden Grabhügel 32 im keltischen Gräberfeld von Rottenburg hineingelegt. Der Bronzering um den Hals, die ritzierten Tonnenarmbänder und der mit Bronzeblech beschlagene Gürtel dokumentieren den Reichtum der Toten.*

die sich der neomodischen Bestattungsart verweigerten. Die Brandbestattung wurde dann in der Latènezeit wieder modern. Mit dem Ende der Fürstentumlichkeit ist die Gesellschaft in der Latènezeit sozial wieder ausgeglichener geworden. Die Kelten wandten sich wieder der Leichenverbrennung zu. Aus dem 4. und 3. Jahrhundert stammen einige wenige Gräber in «Lindele-Ost». Die jüngste Bestattung datiert in die Latène-C-Zeit. Es ist ein Hockergrab am östlichen Rand des Hügels 32: Eine Frau, reich geschmückt mit Fibeln und Armringen aus Bronze und Eisen und mit gerippten bronzenen Fußringen, liegt hier beerdigt. Aus der frühen Latènezeit (Latène A) fand sich dagegen kein einziges Grab.

#### *Die Siedlung zum Friedhof*

Von großer Bedeutung ist, daß die Archäologen in Rottenburg nicht nur die Spuren des Todes, son-



*Amulette aus latènezeitlichen Kindergräbern im Keltenfriedhof von Rottenburg, «Lindele-Ost»: Bronzering und durchlochtes Stein, ein Eberhauer und eine kleine, dreifach durchbrochene Tonscheibe.*

dern auch die des Lebens entdeckt haben. In Verbindung mit dem großen keltischen Gräberfeld von «Lindele-Ost» steht gewiß die Siedlung, die im Industriegebiet «Siebenlinden», etwa 700 Meter südöstlich, untersucht werden konnte. Erste Befunde waren beim Bau der Osttangente 1987 zum Vorschein gekommen. Die Siedlung liegt auf einer Auelehnterrasse heute 500 Meter vom Neckar entfernt, der sein Bett seit damals verlagert hat. Mit einer Ausdehnung von 117 mal 100 Metern, wobei im Nordosten die Siedlungsgrenze noch nicht erreicht wurde, ist in «Siebenlinden» die größte eisenzeitliche Freilandsiedlung in Südwürttemberg nachgewiesen. Leider ist das keltenzeitliche Bodenniveau nicht mehr erhalten. Erosion und Bodennutzung haben etwa einen Meter abgetragen. So sind zwar noch viele tiefgründige Pfostengruben von Wohnhäusern erkennbar, doch lassen sie sich nicht zu Hausgrundrissen zusammenfügen. Dagegen sind insgesamt neunzehn ins Erdreich eingetieft Grubenhäuser noch nachweisbar. Es sind mit um die drei mal drei bis vier Metern Fläche verhältnismäßig kleine Grubenhäuser, die als Werkstätten gedient haben. Unter anderem wurden hier Textilien hergestellt, wie der Fund von Spinnwirteln und Webgewichten andeutet. Keller und Vorratsgruben waren noch bis anderthalb Meter tief erhalten. Nach den Funden, vor allem gut datierbaren Fibeln, ist die Siedlung in der Späthallstattzeit, vom 6. Jahrhundert v. Chr. an, bewohnt gewesen. Das bedeutet, daß die Menschen, die im 8., 7. und in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts in der Nekropole bestattet worden waren, nicht hier, sondern an anderen, noch unbekanntem Orten in der näheren Umgebung

gelebt hatten. Nach der Zahl der Bestattungen zu schließen, dürfte es sich um vielleicht sechs Höfe gehandelt haben, in denen, je Generation, insgesamt etwa 30 bis 40 Menschen lebten. Damals siedelten die Menschen in verstreut gelegenen Einzelhöfen oder Weilern. Ihre Toten aber bestatteten sie alle in einem gemeinsamen Gräberfeld – Ausdruck ihrer sozialen Zusammengehörigkeit. Der gesellschaftliche Wandel in der Späthallstattzeit, der sich im Wechsel der Bestattungsform andeutet, hat auch das Siedlungswesen beeinflusst. Nun, in Stufe Hallstatt D2 wird statt der vielen Kleinsiedlungen eine Großsiedlung, ein richtiges Dorf im Gebiet «Siebenlinden» gebildet, in das die Bewohner des Rottenburger Umlandes umziehen mußten. Die Siedlungskonzentration entspricht dem Trend der neuen Zeit, der zur Machtkonzentration führte. Bestimmten einst die Hofherren genossenschaftlich über die Geschicke der Rottenburger Kelten, so hatten nun einer oder jedenfalls nur wenige das Sagen. Man kann nur vermuten, daß die soziokulturelle Wende politische Ursachen hatte: Daß aus dem mittleren Neckarland neue Herren kamen und sich des Gebiets bemächtigten. Auch das waren freilich Kelten, wiewohl vermutlich von einem anderen Stamm, der zwar die gleiche Sprache oder einen ähnlichen Dialekt sprach, jedoch im kulturellen Bereich sich von den Einheimischen unterschied. Die alten Beziehungen der keltischen Rottenburger zum Südwesten wurden nun durch solche in den Norden abgelöst. Die neuen Herren behielten zwar den alten Begräbnisplatz bei, doch ist es nicht verwunderlich, wenn sie ihre Gräber in die alten Hügel hineinlegten und dabei ältere

Bestattungen nicht schonten: Zu den dort Begrabenen fehlte ihnen die persönliche Beziehung, eine besondere Rücksichtnahme schien ihnen deshalb nicht vonnöten. Unkenntnis kann nicht der Grund dafür gewesen sein, denn die alten Grabstellen waren noch erkennbar.

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts gehörte das Land nördlich des Albtraufs zum Herrschaftsgebiet des Fürsten von Hochdorf. Und so wird man weiter annehmen dürfen, daß er das Gebiet um Rotenburg von einem seiner Vasallen oder Gefährten verwalten ließ. Sieht man sich nach einem passenden Sitz für diesen «Unterfürsten» um, so fällt einem der Ausläufer des Spitzbergs ins Auge, der die Wurmlinger Kapelle trägt. Dort oben sind hallstattzeitliche Scherben gefunden worden. Auch «Fürstengräber der zweiten Garnitur» finden sich in der Gegend. Keine zwei Kilometer nach Osten liegt der «Birtenleh», ein Grabhügel, der heute noch einen Durchmesser von 18 Metern hat. Noch größer, 45 Meter im Durchmesser und vier Meter hoch, ist der «Bühl» bei Baisingen. Doch liegt dieser Hügel vielleicht doch etwas zu weit entfernt und birgt eher das Grab eines benachbarten Vasallen.

Die Keltensiedlung in der Talaue am Ostrand Rotenburgs scheint am Ende der Späthallstattzeit, im 5. Jahrhundert, von den Bewohnern größtenteils verlassen worden zu sein. Gräber aus der unmittelbar folgenden Früh-Latènezeit (Latène A) fehlen in der keltischen Nekropole völlig. Ebenso die entsprechenden Siedlungsspuren. Die Toten, die in den wenigen Gräbern aus dem 3. Jahrhundert bestattet wurden, müssen in einem einzelnen Hof an noch nicht bestimmtem Ort gesiedelt haben, denn damals hat das Dorf in «Siebenlinden» mit Sicherheit nicht mehr existiert. Nach dem Sturz der Fürsten der Späthallstattzeit ist hierzulande eine Ausdünnung der Bevölkerung archäologisch festzustellen.



Aus zentralen Brandgräbern der mittleren Hallstattzeit stammen diese ritz- und stempelverzierten, rotbemalten und graphitierten Teller sowie das Gefäß, die für den «Alb-Hegau»-Stil typisch sind.

Man bringt dies mit den Keltenzügen in Verbindung. Damals brachen viele Kelten nach Italien, auf den Balkan und bis in die Türkei auf, getrieben von Abenteuerlust, doch vor allem auf der Suche nach den sagenhaften Reichtümern, die einst ihre Fürsten von dort bezogen hatten. Wer zurückblieb, hat in kleinen Verhältnissen gelebt, sicher, herkömmlich und überschaubar. Neue kleine Siedlungen wurden angelegt, samt neuen Friedhöfen, die meist nur durch Zufall entdeckt werden, weil die Toten in Flachgräbern ohne auffällige Hügel beigesetzt wurden.

